Ilona Hartmann

Klarkommen

ilona hartmann
klarkommen

roman

park x ullstein

prolog

Ich wollte wirklich gerne meine Jugend verschwenden,
aber doch nicht so.

dagegen

Meine Eltern hätten sich wahrscheinlich einen normalen, rebellischen, türknallenden Teenager gewünscht, aber diesen Gefallen tat ich ihnen nicht. Mein Trotz war leise. Ich bastelte an ihm wie mein Bruder an seinen komplizierten, hässlichen Actionfiguren, allein in meinem Zimmer, unter großen Kopfhörern. Die große Vision für später sah vor, nachzuholen, was jetzt nicht erreichbar war, also alles.

reste

In unserer kleinen Stadt gab es zwei weiterführende Schulen, eine im Westen und eine im Südosten. Eine für die talentierten, wohlhabenden Kinder mit guten Aussichten und Elternhäusern und eine für den, na ja, Rest. Zu dem gehörten wir. Unsere Möglichkeiten im Leben schienen schon zu diesem frühen Zeitpunkt nicht mehr ganz so füllig wie auf der anderen Seite des Ortes, wenngleich wir es natürlich immer noch vergleichsweise gut erwischt hatten. Wir waren keine klassischen Loser, eher einfach bleiche Füllmasse für die sonst pastellfarbene Fußgängerzone. Wir waren zu schwach für Punk und zu arrogant für den Rest. Wir waren langweilig und peinlich. Wir waren nicht rau oder cool oder schön, wir waren einfach nur auch dabei.

Musik war die meiste Zeit unser Hauptthema. Mounia, Leon und ich tauschten unzählige Playlisten aus und

wussten immer Bescheid über anstehende Releases und Konzerte in Städten, die für uns zu weit weg waren. Das Abgeschnittensein verband mehr, als wenn wir die Shows gemeinsam besucht hätten, glaube ich. Unser eigentliches Hobby war das Ausmalen eines Lebens, das hier nicht möglich schien.

Die ganze Lebenswelt der kleinen Stadt war ausgerichtet auf Menschen mit Beruf, Familie, Kleinwagen und Interesse an Gemäßigkeit und Pampagras. Es gab einen alten Brunnen mit gusseisernen Schnörkeln und einen modernen, in dessen Mitte eine Bronzefigurine stand, der sieben Wassersprenkler an die Füße pissten («Kein Trinkwasser»). Es gab einen teuren und einen normalteuren Bäcker, eine Waschanlage und pro Haushalt einen Friseursalon.

Es gab einen Irish Pub, eine schicke Bar, die ihre Exklusivität durch indirekte Beleuchtung zu betonen versuchte, und ein paar Restaurants und Imbisse. Die Gaststätte von Mounias Eltern hatte einen guten Ruf, was dreißig Jahre, fünfzig Wochen im Jahr, sechs Tage die Woche gedauert hatte. Dann gab es noch eine weniger schicke Kneipe, in die wir aber nicht gehen durften. Die Rückseite der Stadt bekamen wir nie zu Gesicht, auch wenn es sie direkt vor unseren Nasen gegeben haben musste.

Aber all das waren nur oberflächliche Eigenschaften der kleinen Stadt. Es ging nicht darum, dass die Häuser geduckt und die Straßen eng waren, es lag nicht an den dunklen

Balkonkästen voller Geranien, die euterartig schwer von den Fassaden hingen. Es ging nicht um die Gemütlichkeit, die das Fachwerk versprach, die aber dann menschlich nicht eingelöst wurde. Es ging um eine bestimmte Art, das Leben zu begreifen als einen störungsanfälligen Minimalraum, in dem es sich gleichförmig zu bewegen galt. Die Scheidung meiner Eltern stellte in gewisser Weise ihr gemeinsames Meisterwerk innerhalb dieser Kulisse dar. Sie, deren wichtigster Erziehungsinhalt Zusammenreißen gewesen war. Sie hatten sich so unglaublich zusammengerissen, beide auf ihre Art, dass wir Kinder uns angesichts der Stille gruselten. Statt lauter Auseinandersetzungen oder wenigstens Tränen gab es stille Mittagessen, Autofahrten, Anwaltsbesuche, ordentlich gepackte Kisten eines längst implodierten Gefüges, so wie es unsere Eltern schon von ihren Eltern gelernt und nie hinterfragt hatten. Die Emotionen entluden sich an anderen Stellen, wenn man genau hinsah, und ich sah genau hin. Das Auto hatte plötzlich kleine Schrammen, Teller rutschten ihnen auf dem Weg in die Spülmaschine aus Händen, die Jacken rochen nach Rauch. Zusammenreißen als hilfloser Versuch der Kontrollerhaltung hatte versagt, was meinen Bruder ängstlich machte und mich insgeheim auch. Dass wir jetzt Scheidungskinder waren, kam uns hingegen seltsam normal vor. In unseren jeweiligen Schulklassen waren wir damit sogar beinahe in der Überzahl. Die wenigen, deren Eltern die gesamte Schulzeit hindurch zusammenblieben, kamen uns vor wie Hippies, wie realitätsferne Romantikfreaks. Erst viele Jahre später wurde mir klar, dass mir die Trennung meiner Eltern, die zuneh-

mend katastrophischer werdenden Tagesnachrichten und die plötzliche Auflösung meiner Lieblingsband das Lebensgefühl mitgegeben hatten, dass nichts, also wirklich gar nichts von dem, was mir an der Gegenwart fest und wahr und beständig erschien, es je wirklich gewesen sein konnte.

gefahr

Eine der größten Gefahren meiner Kindheit war es, von schnellen, bunten, lauten Fernsehsendungen »rammdösig« zu werden. Ich wusste nicht, was das Wort bedeutete, aber immer, wenn ich vom Klonk, Boing, Kreisch und Quietsch der Cartoons oder Disneyfilme auf dem Bildschirm gefesselt war, kam meine Mutter ins Zimmer, drehte die Kiste ab und sagte: »Sonst wirst du rammdösig.«

Einmal waren wir im Zoo und kamen an einem Gehege voll abgeschabter Braunbären vorbei, die in ihrem kleinen Käfig immer im Kreis liefen wie aufgezogene Spielzeugtiere. »Ach Mensch, sind auch schon ganz rammdösig«, sagte meine Mutter mitleidvoll, und ich schlussfolgerte in kindlicher Logik, dass entweder die Bären zu viele Cartoons gesehen hatten oder aber, dass wer rammdösig geworden war, in einen Käfig kam. Niemandklärte mich je

auf. Die schuldvolle Beklemmung beschlich mich immer noch Jahrzehnte später, wenn ich schnelle, bunte, laute Dinge zu sehen bekam.

mounia

Meinen ersten Granatapfel aß ich mit etwa acht Jahren im dunklen Wohnzimmer bei Mounia. Ihre Oma hatte ihn uns hingestellt, lautlos und selbstverständlich, wie Großmütter das oft sind. Granatäpfel hatte ich schon oft im Supermarktregal gesehen, aber bei uns gab es trotzdem immer nur harte grüne Äpfel, von denen man einen Sticker abpulen musste. Ihre Oma bekam ich selten zu Gesicht. Sie machte sich nur durch dumpfe Geräusche aus geschlossenen Zimmern bemerkbar, manchmal sah ich ihre Umrisse im Flur. Das Haus war eine ehemalige Gaststätte, an der Raumaufteilung und dem dunklen Gebälk konnte man noch gut erkennen, wo der Gastraum, die Küche und die getrennten Toiletten gewesen waren. Sogar die Messingschilder mit der Aufschrift »Herren« und »Damen« waren noch da. Früher war hier die erste Gastwirtschaft von Mounias Eltern gewesen, später dann hatten sie eine

näher am Ortskern gepachtet und waren aus einer kleinen Wohnung selbst hier eingezogen. Auf dem grünlich gekachelten Wohnzimmertisch stand also ein Glasteller mit flachem Rand, darauf ein kleiner Berg mit roten, glänzenden Kernen. Mounia griff sich eine ganze Handvoll und kaute unter leisem Knirschen. Ich nahm vorsichtig erst mal einen einzelnen Granatapfelkern zwischen die Finger. Im Licht schien sein kräftiges Rot leicht durchsichtig, in der Mitte funkelte ein weißer, schmaler Kern im Kern. Ich steckte ihn in den Mund und zerbiss das knackige Fruchtfleisch in freudiger Erwartung, hoffte, er würde süß und aromatisch schmecken, samtig und mild. Er schmeckte sauer und nach kaltem Wasser, der unerwartet spitze und harte innere Kern geriet schmerzhaft an eine Stelle in meinem Mund, wo ich vor Kurzem einen Zahn verloren hatte. Enttäuscht sah ich von weiteren Versuchen ab und fragte Mounia nach einem Mini-Snickers, weil es die bei uns zu Hause auch nicht gab.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann und wie Mounia und ich uns anfreundeten. Sie war schon da, als ich anfangen konnte zu denken, und seitdem nie weit entfernt. Ich verstand oft nicht, warum sie viele Dinge nicht durfte, aber ich wartete geduldig ab, bis Mounia einen Weg gefunden hatte, die Verbote ihrer Eltern zu umgehen. Ich mochte an ihr, dass sie ruhig und aufmerksam war, auf eine Art fühlte ich mich bei ihr sehr sicher, aber nie so, dass es langweilig geworden wäre. Ihre Hände waren klein und weich, und wenn wir zusammen auf einen Bus war-

teten oder durch die zubetonierte Vorstadt liefen, spürte ich um sie herum eine Ruhe, die es hier sonst nur in falsch gab.

klarkommen

Über die Jahre hatten wir uns eine Art zu denken angewöhnt, die sich wie Intelligenz anfühlte, aber keine war. Wir hatten Angst, jeden Tag und vor fast allem. Unsere einzige Chance war, die Zukunft voranzusehen und schon auf sie vorbereitet zu sein, bevor sie auf unsere Oberfläche traf.

leon

Vereinzelte Lichter von Autos blitzten auf den entfernten, unebenen Landstraßen auf. Es war längst dunkel, kurz vor Mitternacht, in der Ferne rauschte leise der Verkehr der nächsten größeren Stadt. Wir gingen oft nachts zusammen spazieren. Nur wenige Straßen hinter unserem Haus begannen schnurgerade Feldwege, die sich zwischen Mais- und Weizenfeldern verloren. Die Gegend sah aus, als hätte Gott oder sonst wer den Rest der Welt hier abgestellt, eine scheinbar unzusammenhängende Mischung aus Hügeln, Plateaus, engen Tälern und seltsam geformten Bachläufen, die meistens in irgendeinem mehrere Meter breiten Betonrohr endeten. Die Nacht war klar, wir sahen viele Sterne. Mir gefiel, dass es romantisch war, romantisch wie in den Büchern, romantisch, wie es sich gehörte für zwei schwermütige Jugendliche. Mir gefiel nicht, dass Leon sich überhaupt nicht romantisch verhielt. Er latschte einfach neben

mir her und schaute hoch und sagte ab und zu etwas und gähnte manchmal. Er schaute mich nicht an. Er war zu weit weg. Immer war er zu weit weg. Ich dachte trotzdem, dass er sich gleich umdrehen und mich küssen würde, weil es das Logischste gewesen wäre in diesen Momenten. Es wäre fast unhöflich gewesen, wenn es nicht irgendwann passieren würde, ehrlich gesagt. Aber er küsste mich nicht, und er tat es nie, zumindest nicht auf diese Art, und alles, was ich mitgenommen hatte aus dieser Zeit, war eine brennende Scham, an die ich mich von Zeit zu Zeit erinnern musste, um zu prüfen, ob sie noch da war, und sie war immer da.

Ich wusste lange nicht, ob wir überhaupt jemals Freunde gewesen waren, Leon und ich. Oder ob ich nur in seiner Nähe bleiben wollte, um sicherzugehen, dass er diesen peinlichen Teil von mir gut aufbewahrt hatte. Manchmal, wenn er mir später in der WG an der Badezimmertür oder in der Küche bei den fleckigen Geschirrtüchern begegnete, fühlte ich mich kurz seltsam nackt, als könnte nur er mich ohne Hose sehen oder so. Meistens sagte er aber dann etwas Normales oder ging wortlos an mir vorbei, als wäre ich überhaupt nicht da, und stellte so die alte Ordnung wieder her.

lieder

Eine meiner wärmsten und klarsten Erinnerungen an uns als Familie war der 80. Geburtstag meiner Großmutter. Sie wohnte allein in einem kleinen Nachbarort, in den wir in unserem pollenverstaubten Auto fuhren. Die Schwester meiner Mutter, die mithilfe ihrer Kinder den ganzen Tag das Fest vorbereitet hatte, empfing uns am Gartentor mit einer festlich gekleideten oberen Körperhälfte, einer fleckigen Hose und staubigen Gartenschuhen. Sie drückte uns Kinder zur Begrüßung in je eine Achselhöhle, und ich roch ihren vertrauten Geruch aus holzigem Parfüm, Schweiß und einer Geheimzutat. Ich mochte sie immer gerne, ihre Zuneigung war ohne Arbeit zu haben. Der Garten war bereits gut gefüllt mit Verwandten allen Alters, man saß und stand in Grüppchen und wartete auf ein offizielles Zeichen oder wenigstens darauf, dass sich meine Tante endlich umzog. Eigens für den Anlass waren zusätzliche

Biertisch-Garnituren angeschafft worden, deren helles, unbenutztes Holz in der Sonne glänzte. Darauf standen dickwandige, mit Wasser gefüllte Maßkrüge, aus denen fleischige und intensiv duftende Fliederdolden in Lila, Weiß und Rosa fast bis auf die Tischoberfläche hingen. Wir fanden und beglückwünschten unsere Oma, die sich sehr über unseren Besuch freute, gerade weil das Verhältnis zu ihrer Tochter seit jeher ein eher eisiges gewesen war. Meine Mutter schien einen jahrzehntelang nicht ausgesprochenen Satz auf der Zunge liegen zu haben, was meine Oma nicht nicht bemerkt haben konnte. Sie rissen sich zusammen, für wen oder warum war vielleicht gar nicht mehr so wichtig. Uns Kinder hatte es nicht von einer rücksichtslosen Oma-begeisterung abgehalten, und auch mein Vater hatte sich dieser über die Jahre, wenn auch ein wenig heimlich, angeschlossen. Bei Festen dieser Art hielt er sich meistens in ihrer Nähe auf oder zeigte durch kümmernde Gesten seine Aufmerksamkeit. Er brachte ihr Decken, rückte Stühle heran, füllte Wasser nach. Meiner Mutter entging das sicherlich nicht, aber sie ließ es geschehen, vielleicht aus einer Art Erleichterung heraus, es selbst nicht machen zu müssen. Schließlich kam meine Tante, jetzt zu Ende angezogen, aus der Terrassentür und rief in die Menge: »Wir können anfangen!«, was erst mal nichts zur Folge hatte. Dann aber knallten doch die ersten Sektkorken in den Maihimmel. Die gesamte Feierlichkeit war wie ein förmlich wirkendes, aber liebenswertes Zeremoniell, das dann jedoch meistens nur so halb durchgeführt wurde. Alle Gäste platzierten sich auf den Bierbänken oder am großen Gar-

tentisch und ruckelten sich ein. Erst jetzt bemerkte ich das Büfett, das sich einmal über die gesamte Hauswand erstreckte. Wir Kinder bekamen Orangensaft in schönen Sektgläsern und durften uns als Erste Kuchen holen. Irgendjemand begann eine Rede zu halten, die dann jäh von einer laut hupenden Auto-Alarmanlage unterbrochen wurde. Als sie abgestellt war, wedelte meine Großmutter die Rede kurzerhand vorzeitig zu Ende, ich kicherte deswegen laut, und meine Mutter, die ebenfalls lachen musste, boxte mich dafür spielerisch in die Seite.

Einige verwandte Kinder trugen vierstimmig ein belastend schönes Lied vor, während unter dem Tisch ein Hund mein Knie ableckte. Meinem Vater kippte sein Glas um, was ihn zwangsweise mit weiteren Verwandten meiner Mutter bekannt machte, mit denen er dann aber den Rest des Tages verbrachte. Meine Mutter schob den Flieder von sich mit der Begründung, dass sie vom Geruch Kopfschmerzen bekomme. Mein Bruder verschwand fast augenblicklich mit älteren Jungs in weniger überwachte Teile des Gartens und tauchte nur auf, wenn das Büfett neu befüllt wurde. Manchmal spürte ich seine kleine, klebrige Hand auf der Schulter, wenn er mir unbedingt dringend etwas zeigen wollte, aber ich hatte keine Lust. Ich saß lieber an die Seite meiner Mutter gelehnt und hörte den Gesprächen der Erwachsenen zu. Das vielstimmige Gemurmel machte mich schwer und wohlig. Ich schwang die Beine auf die Bank und legte meinen Kopf auf den Schoß meiner Mutter, sodass mich manchmal die kurze Tisch-

decke bei einem Windstoß an der Nase kitzelte. Ich spürte die Vibration ihrer Stimme in ihrem Bauch an meinem Hinterkopf, spürte das Zusammenziehen ihrer Muskeln und wenn sie ihren rechten Arm bewegte, den linken hielt ich. Die Sonne schien seitlich von oben auf meine Stirn, und ich war ganz ruhig, ganz da. Einmal kam mein Vater vorbei und berührte mich sanft am Arm, »Na, du müde Maus«. Ich streckte ihm mit geschlossenen Augen die Zunge raus.

Gegen Abend, ich war wohl wirklich eingeschlafen, war ich plötzlich genauso aufgedreht wie mein mittlerweile bis in die Hirnrinde mit Zucker angefüllter Bruder. Ich rannte mit ihm und den anderen Kindern durchs Gebüsch, ich weiß nicht mehr warum, aber ich weiß noch, dass wir vor Freude kreischten und die Kratzer an den Beinen erst viel später bemerkten. Wir rannten dabei fast meine Oma und meinen Vater um, die eingehakt am Gemüsebeet standen. Mein Bruder hatte am nächsten Tag eine Zecke hinter dem Ohr, die er erst sofort zerquetschen, dann aber behalten und in die Schule mitnehmen wollte. Am Abend wurde an der Hauswand Abendessen serviert, ich konnte mir nicht erklären, wo diese Mengen an Essen herkamen, und auch nicht, wo sie so schnell hingingen. Der Grill meiner Oma wurde danach zur Feuerstelle umgebaut und unter viel Wedeln und Fluchen ein Feuer angezündet, woraufhin mein Bruder vor Begeisterung sofort einschlief. Es waren schon die meisten Gäste gegangen. Selbst meine Oma hatte sich nach drinnen verabschiedet, wo sie mit

einigen anderen älteren Frauen eingehüllt in Wolljacken im kerzenbeleuchteten Wintergarten saß und mich jedes Mal, wenn ich aufs Klo ging, kurz zu sich winkte und fragte, ob wir draußen alles hätten. Ich sagte immer »Ja« und fühlte mich groß und verantwortlich, obwohl ich gar nicht sicher war, ob wir draußen wirklich alles hatten. Meine Mutter, ihre Schwester, mein Vater und ein paar andere, die ich nicht näher kannte, saßen ums Feuer, »wie in der Steinzeit eigentlich«, wie meine Mutter sagte. Doch, wir hatten wahrscheinlich alles. Wir Kinder schlichen immer wieder zum mittlerweile fast leeren Büfett und holten mit unseren salzig verschwitzten Fingern die letzten Nudeln, Käsekrusten, Kuchenkrümel oder Sahne aus den Schüsseln und Formen. Dann hielten wir unsere Hände in die noch mit restlichem Eis und kaltem Wasser gefüllten Sektkühler, wer am längsten aushielt, hatte gewonnen. Es war dann leider doch nicht so kalt wie angenommen, enttäuscht zogen wir unsere Hände wieder aus dem Wasser und gingen zurück zu den Erwachsenen, wo unsere Finger pochend wieder warm und rot wurden.

Irgendwann, als es kühl und die Luft nachtnass wurde, steckte meine Tante den Flieder aus den vielen Krügen zu drei großen dreifarbigem Büscheln zusammen, löschte mit dem übrigen Blumenwasser das Feuer und gab einen der Sträuße meiner Mutter, die wieder sagte, sie bekomme von Flieder Kopfschmerzen. Meine Tante sagte daraufhin nur: »Dann schläfst du halt draußen«, und lachte. Wir fuhren mit weit geöffneten Autofenstern zurück. Zu Hause wurde

mir schlecht; während ich mich übergab, spürte ich die warme Hand meiner Mutter auf dem Rücken. Ich durfte mit ins große Bett kommen und drehte meinen Kopf so, dass ich in meine nach Rauch riechenden Haare atmen konnte.